

Gedankensplitter zu ausgewählten Bibelstellen

Serie A – Teil 2 (2017 – 2019)

Im Folgenden werden skizzenhafte Überlegungen wiedergegeben, die in sog. „Ansprachen“ im Rahmen von Wort-Gottes-Feiern, wie ich sie seit dem Jahr 2016 vielfach abgehalten habe, ihren Niederschlag gefunden haben.

Dabei ist einerseits zu beachten, dass der dafür zur Verfügung stehende Rahmen in zeitlicher Hinsicht jeweils eng – nämlich auf 5 bis 10 Minuten (entspricht etwa 2 Manuskriptseiten) – begrenzt war und ist. Andererseits konnten auch die Bibelstellen nicht frei ausgewählt werden, sondern diese und damit auch die maßgebliche (Schwerpunkt-)Thematik waren in der Regel durch die Wochen- bzw. Sonn- und Feiertagsleseordnung bindend vorgegeben.

Eine weitergehende Vertiefung bzw. mehr thematischer Freiraum wäre durchaus wünschenswert gewesen.

Von einer dementsprechenden „Nachbearbeitung“ wird hier jedoch bewusst abgesehen – vielmehr sollen dem geneigten Leser (ebenso wie den damaligen Mitfeiernden) Anregungen zu eigenständigem und weiterführendem Nachdenken offen bleiben ...

Deskriptoren:

Freier menschlicher Wille; kirchliche und staatliche Leitungsbefugnis; moralische Grundprinzipien; vernunftwidrige Wundererzählungen; Nächstenliebe – zeitgemäße Vermittlung dieses zentralen christlichen Wertes; Scheinheiligkeit; Wahrhaftigkeit und „fake news“; Ewiggültiges und Veränderliches; Amtskirche: Hardliner (Erzkonservative) – Gemäßigte – Radikale; Zölibat, Weiheverbot für Frauen und arbeitsfreier Sonntag; Wort-Gottes-Feier und Kommunionsspendung; für Gott offen sein; Liebe = kein 50:50-Geschäft, sondern (zumindest teilweise) Selbstaufgabe; Dogmen und Glaubensspaltungen; Dreifaltigkeit; Rationalismus; Verlassen eingefahrener Denkstrukturen; Entwicklung autonomer Visionen; freier Wille; Perspektivenwech-

sel ohne amtskirchliche Ermächtigung; Genießen und Teilen; Heuchelei und Ausbeutung; kritisches Hinterfragen; Wissenschaft und Massenmanipulation; menschliche Fehlbarkeit; Wer und wie ist mein Nächster?; Empathie und Distanz (Selbstbetroffenheit); Eventkultur und Gestaltung von Messen und Wort-Gottes-Feiern; Meinungsverschiedenheiten und Spaltungen; Wunderwerk „Mensch“; Autorität und formale Kompetenz; Pleonasmus; Dankbarkeit, Schuld, Schwäche; Fehlerkultur; Weiterleben nach dem Tod; Körper, Geist, Seele, Identität; Verbindungen zwischen Diesseits und Jenseits; ex-cathedra-Dogma der Unbefleckten Empfängnis; Naturwissenschaften vs. Geisteswissenschaften als bloße Weltanschauungen; Dogmen, Dekretierung und Glaubensfreiheit; Glaube, sicheres Wissen und Beweis; Entrümpelung peinlicher Rituale; Anpassungsfähigkeit von Glaubenswahrheiten

11.) ad

Joh 5, 9 – 17

Es gibt eine Erzählung von Dostojewski mit dem Titel „Der Großinquisitor“.

Sie spielt zur Zeit der Hochblüte der Inquisition und es geht darin um eine fiktive Begegnung zwischen einem Großinquisitor und Jesus. Jesus spricht dabei kein Wort, sondern hört sich stumm die Anklage des Großinquisitors an. Diese gipfelt in dem Vorwurf, dass Jesus es dem freien Willen der Menschen überlassen hat, sich für das Gute, also für seine Ethik- und Morallehre, und gegen das Böse zu entscheiden. Das ist aber nach Ansicht des Großinquisitors zum Scheitern verurteilt. Denn was für die Menschen gut ist, können diese nicht aus eigenem erkennen; vielmehr muss es ihnen von der Obrigkeit vorgegeben und notfalls mit Zwang durchgesetzt werden.

Früher kam diese Aufgabe der Kirche zu. Als Methoden wurden Mission und eben auch die Inquisition eingesetzt. Seit der Aufklärung ist der Staat an die Stelle der Kirche getreten. Im gegenwärtigen Zeitalter der Säkularisierung, also der strikten Trennung von Kirche und Staat, sind es die Gesetze, die eingehalten werden müssen. Ob und inwieweit deren Inhalt moralisch gut bzw. ethisch vertretbar ist, entscheidet in einer demokratischen Gesellschaft die jeweils an der Macht befindliche Mehrheit.

Die Kirche nimmt heute seit geraumer Zeit wieder denselben Standpunkt wie Jesus in Dostojewskis Erzählung ein: An die Stelle von Inquisition und missionarischer

Zwangsbeglückung ist die Hoffnung getreten, dass sich das in den heutigen Schriftstellen so sehr betonte zentrale Gebot der Nächstenliebe durch beispielhaftes Vorleben der Christen letztlich als jener Weg, der dauerhaft eine friedfertige Gesellschaft garantiert, durchsetzen wird.

Freilich ist diese Hoffnung schon allzu oft enttäuscht worden, weil machtbesessene und gewaltbereite Menschen es sowohl im Großen wie im Kleinen bereitwillig ausnutzen, wenn sie auf keinen Widerstand treffen. Man braucht dazu gar nicht Extrembeispiele wie das Dritte Reich oder den Terror des IS bemühen, sondern es reicht ein Blick auf unseren Alltag: Gesetze, die die Freiheit immer weiter einschränken und dadurch unser Verhalten immer stärker vorherbestimmen – im Büro, in der Schule, in der Familie ...

Aber es gibt auch immer wieder Anlass zur Hoffnung, dass sich letzten Endes doch die Vernunft durchsetzen wird. Angesichts des gegenwärtigen Trends, zentrale Feste wie Weihnachten nach Möglichkeit in der Südsee, auf einer Skihütte etc. zu feiern, hat mir jemand auf die Frage, wie das denn so gewesen ist, geantwortet: „Wir waren jetzt zweimal zu Weihnachten weg und es war eh ganz schön, aber uns hat doch etwas gefehlt, nämlich das heimelige Gefühl – nächstes Mal bleiben wir wieder zu Hause!“

Der Weg zu Gott ist mit vielen Wirrungen und Irrungen verbunden und bisher hat noch kein Mensch die absolute Wahrheit gefunden – wichtig ist aber, dass die Grundprinzipien, insbesondere, dass einem der Nächste nicht egal ist, auch in schwierigen Zeiten und Situationen nicht in Frage gestellt werden.

12.) ad

Joh 6, 1 – 15

Die heutige Evangelienstelle von der wunderbaren Brotvermehrung passt ganz gut zu einer Begebenheit, die mir ein Bekannter vor einigen Wochen berichtet hat.

Vorweg: Zuerst muss man sich vergegenwärtigen, dass die Adressaten der Evangelisten ursprünglich ganz einfache Leute waren: Hirten, Bauern, Tagelöhner usw. – also überwiegend Personen, die selbst weder lesen noch schreiben konnten. Daher

musste das ihnen Vorgetragene möglichst – heute würde man sagen: reißerisch – klingen, um bei diesen einen nachhaltigen, nicht bloß flüchtigen Eindruck zu hinterlassen. Jesus wird daher in den Evangelien oft als Erzähler von eingänglichen und leicht verständlichen Beispielsgeschichten – sog. „Gleichnissen“ – dargestellt. Oder so wie in der heutigen Bibelgeschichte als ein Wundertäter, der mit 5 Gerstenbrot und 2 Fischen nicht nur 5.000 Leute sattmacht, sondern es bleiben sogar noch 12 Körbe voll mit Brot über. So eine Erzählung rüttelt jeden, der sie gehört hat, auf und bleibt ihm vor allem deshalb unweigerlich im Gedächtnis hängen, weil sie einfach zu unglaublich klingt, um auch wahr zu sein. Und genau darum geht es in der Bibel letztlich immer wieder: Diese Geschichten, Erzählungen, Wunder – wie beispielsweise eine Verwandlung von Wasser in Wein, Brotvermehrung, Krankenheilungen und sogar Totenaufweckungen, Jesu Auferstehung und Himmelfahrt – trotzdem bzw. gerade deshalb glauben zu sollen, weil sie der menschlichen Vernunft widersprechen. Das ist der eigentliche tiefe Kern aller dieser „unglaublichen“ Bibelgeschichten.

In der heutigen Zeit, in der die Menschen über ganz andere Möglichkeiten der Kommunikation und über einen wesentlich höheren Bildungsstandard verfügen, braucht es solche Aufrüttler und Aufreger nicht mehr. Sollen sie nicht das Gegenteil bewirken, nämlich als bloße Spintisiererei abgetan werden, muss die Bibel heute ganz grundsätzlich anders gelesen werden; die Nächstenliebe als d e r zentrale christliche Wert kann und muss in der heutigen Welt besser und nachhaltiger auf andere Weise vermittelt werden.

Damit komme ich zu der von mir eingangs angedeuteten Begebenheit:

Jeder von euch kennt wahrscheinlich den Pfad, der in Urfahr vom Petrinum weg auf den Pöstlingberg führt und ist ihn wahrscheinlich auch schon selbst einmal gegangen. Er ist zwar entfernungsmäßig nicht sehr lange, aber stellenweise durchaus steil und stellt deshalb auch an durchschnittliche Spaziergänger durchaus in dem Sinne seine Anforderungen, dass man kaum oben ankommt, ohne ins Schwitzen zu geraten. In Anspielung auf die Leiden Christi trägt er daher traditionell seit jeher den Namen „Kreuzweg“.

Seit einigen Jahrzehnten ist der Kreuzweg nicht nur bei Pilgern, Wallfahrern und religiösen Menschen, sondern auch bei Sportlern beliebt, die ihn gerne zu Trainingswecken oder einfach zur Selbstbestätigung benutzen.

Einer meiner Bekannten, selbst eher schon ein Endfünfziger, hat es sich seit einiger Zeit zur Gewohnheit gemacht, mehr oder weniger regelmäßig diesen Kreuzweg zu

gehen, der im Übrigen auch mit Marterln versehen ist, in denen Bildtafeln der insgesamt 14 Kreuzwegstationen angebracht sind. Am liebsten unternimmt er diese Touren zu Zeiten, in denen er dort möglichst alleine unterwegs sein kann, um nicht abgelenkt zu werden.

Als er jüngst wieder einmal hinaufgegangen war, hörte er hinter sich eine Frau herankeuchen – neumodisch würde man sie als „Joggerin“ bezeichnen. Eigentlich nichts Außergewöhnliches, wenn man bedenkt, dass Zeiten, die früher für den Kirchgang reserviert waren – insbesondere der Sonntagvormittag – heute immer mehr zu ausgedehnten sportlichen Aktivitäten, für die während der Arbeitswoche keine Gelegenheit bleibt, genutzt werden.

Mein Bekannter stand gerade vor der 12. Kreuzwegstation. Er fühlte sich durch die Laute, die die Läuferin offenkundig ganz selbstbewusst von sich gab, gestört und musste sich sehr konzentrieren, um nicht aus den gewohnten Bahnen seiner Gebetsformeln geworfen zu werden.

Plötzlich blieb die Frau unvermutet hinter ihm stehen, bückte sich etwas nach vor, um vorbeisehen und wohl auch, um besser lesen zu können, und keuchte in abgehackten Schlagworten: „Jesus stirbt am Kreuz“ – „Sohn Gottes“ – „Amen“

Bevor mein Bekannter in irgendeiner Form darauf reagieren konnte, war sie schon wieder weitergelaufen und nach wenigen Sekunden seinem Blickfeld entschwunden.

Er dachte nach: Normalerweise geht es solchen Läufern doch immer darum, so schnell als möglich zu sein und nur ja keine Sekunde zu verlieren. Wenn diese Frau dagegen extra stehen geblieben war, muss es für sie einen wichtigen Grund gegeben haben. Wahrscheinlich war sie zuvor auch schon öfter diese Strecke gelaufen, hatte aber dabei aber den Marterln noch nie eine Bedeutung beigemessen. Vielleicht deshalb, weil niemand davorgestanden war. Heute aber war sie offenbar durch meinen Bekannten neugierig geworden. Sie wollte sehen, was sich in dem Marterl verbirgt, das Leute zu einem Innehalten veranlasst. Als sie dann die Bildunterschrift „Jesus stirbt am Kreuz“ gelesen hat, wird sie sich – so dachte mein Bekannter – vielleicht an ihre Schulzeit erinnert haben. Damals hatte sie im Religionsunterricht etwas von Jesus gehört. Und zusätzlich ist ihr dabei eingefallen, dass ihn die Christen als den „Sohn Gottes“ verehren. Warum hat sie dann als Drittes aber auch noch „Amen“ gesagt? Ob sie wusste, dass dieses aramäische Wort im Deutschen „So sei es“ bedeutet? Eher nicht. Oder wollte sie sich – gleichsam das andere Extrem – über meinen Bekannten lustig machen, weil er in der heutigen Zeit noch an solche absurden Dinge

glaubt – im Gegensatz zu ihr, die ihrem Äußeren nach zu schließen den unweigerlichen Eindruck einer sog. „Karrierefrau Anfang Vierzig“ machte. „Möglich – aber eigentlich egal“, dachte mein Bekannter, „jedenfalls hat mein Stehen vor dem Marterl bewirkt, dass diese Frau entweder in diesen Augenblicken oder vielleicht sogar auf ihrem weiteren Weg wieder einmal über Gott nachgedacht hat“.

Darüber hat sich mein Bekannter sehr gefreut. Weil er durch diese kleine Ursache für die große Sache der Christenheit effektiv sicher mehr bewirkt hat als manche noch so ausgeklügelte Predigt vor nahezu leeren Kirchenbänken und Leuten, die ohnehin keine Belehrung brauchen oder noch überzeugt werden müssen.

Man kann daraus, glaube ich, ganz generell mitnehmen: Gott wirkt 2.000 Jahre später nicht durch plakative Aufreger, sondern hauptsächlich durch das Anstoßen zu sinnvollen Alternativen in einer heute geistig weitgehend sinnentleerten Welt. So besehen wäre die Bibelstelle von der wundersamen Brotvermehrung gegenwartsbezogen so zu lesen: Glaubensferne lassen sich am ehesten durch kleine, aber treffend beispielgebende Anstöße überzeugen, während sie – so wäre hinzuzufügen – nichts mehr abstößt als Heuchelei und Scheinheiligkeit.

13.) ad

Mk 7, 1 – 8; 14 – 15; 21 – 23

Eine der Grundanforderungen an die menschliche Kommunikation lautet: „Bitte klar und deutlich ausdrücken!“ – Das ist leicht gesagt, aber nicht immer leicht einzuhalten.

Wenn z.B. jemand sagt: „Heute ist es schön.“ und gleichzeitig scheint draußen die Sonne, ist einem anderen, der diesen Satz hört, klar, dass er damit das Wetter meint.

Derselbe Satz verliert allerdings an Klarheit, wenn die Umstände, unter denen zwei Personen zusammentreffen, je ganz verschiedene sind. Beispielsweise bedeutet: „Heute ist es schön“

- für die Betreiber von Schiliften: 40 cm Neuschnee und Temperaturen von -5°C ; für Autofahrer und Bedienstete einer Straßenmeisterei dagegen: kein Niederschlag und $+5^{\circ}\text{C}$ im Winter
- für Schulkinder und Lehrer: ein schulfreier Tag oder Ferien; für Unternehmer dagegen: möglichst gar keine Sonn- und Feiertage!
- für junge Leute: ein cooler und actionreicher Tag; für Ältere dagegen: Ruhe und Erholung

Ob etwas – und wie – zutrifft, ist also meist eine Frage des Standpunktes.

Zugegeben nicht immer, denn beispielsweise verbleibt bei der Aussage: „ $1 + 1 = 2$ “ unabhängig von etwaigen Rahmenbedingungen nur wenig Spielraum.

Aber häufig eröffnet eine Feststellung durchaus auch Raum für Mehrdeutigkeit. Um zu ermitteln, was wirklich gemeint war, muss man die Aussage also auslegen bzw. interpretieren.

Dazu kommt noch Folgendes: Heute ist es leider nicht so, dass man jemandem, der etwas sagt, vorbehaltlos unterstellen kann, dass er damit auch die Wahrheit sagen will. Schon antike Schriftsteller haben etwa behauptet, dass Frauen immer genau das Gegenteil von dem sagen, was sie wirklich meinen. Aber heutzutage werden Falschmeldungen sogar bewusst mit dem Ziel verbreitet, das Ansehen und die Glaubwürdigkeit von ganzen Institutionen – z.B. von Regierungschefs, von politischen Parteien, von Medien und von Großkonzernen – zu zerstören oder zumindest nachhaltig zu erschüttern.

Ist aber vor einem solchen Hintergrund jede Aussage hinsichtlich ihres Wahrheitsgehaltes kontroll- und zugleich hinsichtlich des tatsächlich Gemeinten auslegungsbedürftig, wie schön wäre es da, ewig gültige Gesetze zu haben, die nicht dauernd hinterfragt, angezweifelt und/oder geprüft werden müssen?!

Jesus hat schon zu seiner Zeit etwas vorausgesehen, was in den beiden heute gehörten Schriftstellen nur undeutlich zum Ausdruck kommt, nämlich, dass nebeneinander zwei unterschiedliche Normenbereiche bestehen, die jeweils mit Befolgungsanspruch auftreten:

Der eine ist der, der die gleichsam unveränderlichen menschlichen Werte ausmacht; diese sind mit dem Menschsein untrennbar verknüpft und gelten unabhängig von besonderen Bedingungen in jeder Situation, so wie „ $1 + 1 = 2$ “, etwa: Weil der

Mensch von Geburt an auf fremde Hilfe angewiesen ist, ergibt sich daraus die Notwendigkeit zu einem Zusammenleben in einer Gesellschaft. Diese Gesellschaft kann nach verschiedenen Modellen ausgestaltet werden, z.B. Modell „Stammeshäuptling“ (Diktatur), Modell „survival of the fittest“ und viele andere. Ein Grundmodell ist das der drei abrahamitischen Religionen, näher ausdifferenziert durch die 10 Gebote des Mose. Das ist der Bereich, von dem Moses selbst sagt: „Hier dürft ihr nichts hinzufügen und nichts davon wegnehmen.“

Der andere Bereich ist dann gleichsam jener, der variabel ist, der sich insbesondere mit der Evolution ändert – manchmal sprunghaft, manchmal aber nur schleichend und kaum sichtbar. Stellvertretend dafür prangert Jesus im heutigen Evangelium die Reinheitsvorschriften an. Diese waren ursprünglich für ein Nomadenvolk gedacht, das durch die Wüste zieht oder ständig die Weiden für ihre Herden wechselt, und sie dienten im Übrigen auch der Volksgesundheit. Wenn ein Stamm aber dann sesshaft wird, kann es notwendig oder zumindest zweckmäßig sein, solche Regeln zu ändern oder gar aufzugeben. An diesem Punkt stehen sich dann sog. „Hardliner“, die auf eine Beibehaltung der bestehenden Ordnung gleichsam auf Punkt und Beistrich bestehen – wie offenbar die von Jesus angegriffenen Pharisäer –, Gemäßigte, die eine vernunftgeleitete Modifikation betonen, und radikale Revolutionäre, die das vorherrschende Modell von Grund auf ändern wollen, gegenüber.

In unserer heutigen Kirche ist die Zwickmühle nicht anders als zur Zeit Jesu. Die sog. Amtskirche ist genauso in drei Teile gespalten wie auch in jedem von uns ein Hardliner, ein Gemäßigter und ein Radikaler steckt, je nachdem, um welche religiöse Frage es eben geht. Der Zölibat beispielsweise ist ebenso wie das Weiheverbot von Frauen und der arbeitsfreie Sonntag ein bloß menschliches Gesetz. Die Abschaffung des Zölibates würde heute bei den Gläubigen mehrheitlich wohl als „vernunftgeleitet geboten“ eingestuft werden; die Aufhebung des Weiheverbotes für Frauen wäre für den Bereich der katholischen Kirche ebenfalls vernünftig, aber gegenwärtig ein nahezu radikaler Schritt. Und gegen eine Eliminierung des arbeitsfreien Sonntages oder eine Abschaffung der kirchlichen Feiertage würde sich sicher eine große Mehrheit der Christen im Sinne von Hardlinern formieren. All das immer mehrheitlich betrachtet, also gewissermaßen aus (kirchen-)politischem Blickwinkel gesehen, denn einzelne Gläubige mögen darüber durchaus jeweils anders denken.

Und genau darin liegt das Problem, heute so wie damals bei Jesus:

- 1) Wie lassen sich die veränderlichen von den unveränderlichen christlichen Werten – nicht bloß grosso modo, sondern gerade im Detail, denn darauf kommt es an – genau unterscheiden?

- 2) Ab wann ist es an der Zeit und inwieweit dürfen, können, ja sogar müssen die veränderlichen Werte – und vor allem: wie? und durch wen? – geändert werden?

Jesu Antwort darauf lässt sich leider ebenfalls nicht in Form eines eindeutigen klaren Satzes, sondern nur aus dem Gesamtzusammenhang der Evangelien erschließen. Auf das Wesentliche zusammengefasst lautet diese: Letztlich liegt das immer in der Verantwortung der jeweiligen konkret betroffenen Gemeinde.

Dazu abschließend ein gleichsam harmloses Beispiel aus dem Problemfeld „Priestermangel und Eucharistie“:

Die Wochentagsmessen waren ein Entgegenkommen an sonntags verhinderte Gläubige und stammen aus einer Zeit priesterlichen Überangebotes. Die Messpflicht und gleichzeitig das Recht der Gläubigen auf zumindest eine Sonntagsmesse würde ebenso wie die Aufhebung des Zölibats eine Änderung des Codex Iuris Canonici, also des für die ganze Welt verbindlichen kirchlichen Gesetzbuches bedingen. Nicht nur wäre ein entsprechendes Verfahren sehr aufwändig, sondern auch die Folgen wären gegenwärtig noch nicht wirklich abschätzbar. Zudem wäre sehr fraglich, ob all dies tatsächlich und auch nicht nur kurzfristig, sondern wirklich dauerhaft zu einem deutlich vermehrten Priesternachwuchs führt. Die für die gesamte Weltkirche zuständigen Päpste in Rom haben sich daher dazu durchgerungen, die Wort-Gottes-Feier als einer Messe gleichwertige Feierform einzuführen und sind an diesem Punkt gleichsam stehengeblieben. Die Entscheidung, ob in einer Wort-Gottes-Feier auch eine Kommunionsspendung erfolgen soll, wurde dem jeweils örtlich zuständigen Bischof übertragen. Da beispielsweise im Raum der Diözese Linz die priesterliche Versorgung der Pfarren sehr unterschiedlich ausgeprägt ist, wurde diese Entscheidung schon unter Bischof Maximilian Aichern auf den jeweiligen Pfarrer weiterdelegiert. Und soweit es speziell Katsdorf betrifft, hat der frühere Pfarrer Wort-Gottes-Feiern mit Kommunionsspendung noch generell abgelehnt, während es sein derzeitiger Nachfolger nunmehr jedem Leiter einer solchen Feier freistellt. Und ich persönlich halte es unter den gegenwärtigen Umständen so, eine Wort-Gottes-Feier dann mit Kommunionsspendung durchzuführen, wenn diese nicht ihrem ursprünglichen Zweck, sondern als Ersatz für eine Messe deshalb dient, weil kein Pfarrer vor Ort ist oder dieser aus bestimmten Gründen keine Messe halten kann.

Ein Beispiel für viele, wie sich unsere Kirche im Bereich der nicht unveränderlichen Gesetze beständig den tatsächlichen Entwicklungen anpassen kann und muss.

14.) ad

Mk 7, 31 – 37

Es ist nicht entscheidend, ob man glaubt, dass Jesus an dem Taubstummen ein echtes Wunder getan hat, das man naturwissenschaftlich nicht erklären kann. Oder ob Jesus – was beispielsweise von seinen Gegnern häufig ins Treffen geführt wird – bei dem Mann bloß eine – neumodisch formuliert – „psychische Blockade“ gelöst hat, sodass er aus diesem Grund wieder hören und sprechen konnte. Oder ob es sich bei dieser Schilderung überhaupt nicht um einen Bericht über ein reales Geschehen, sondern bloß um eine Lehrerzählung des Evangelisten, also eine Geschichte, die er sich mit pädagogischen Hintergedanken ausgedacht hat, handelt.

Entscheidend ist vielmehr, sich immer den Kern der Perikopen – so nennt man die Ausschnitte, die in der Messe aus den Evangelien vorgetragen werden – bewusst zu machen. Und dieser besteht heute in dem rätselhaften Wort: „Effata!“, also „Öffne dich!“.

Rätselhaft muss dies deshalb erscheinen, weil nämlich nicht gesagt wird, wofür, wohin oder wem gegenüber man sich öffnen soll. Und auch aus dem Verhalten des Taubstummen wird dies erst auf den zweiten Blick klar. Denn im Grunde tut er gar nichts; aktiv handelt nur Jesus, indem er 1.) den Mann beiseite nimmt, 2.) die Finger des Mannes in dessen Ohren legt, 3.) dessen Zunge mit Speichel berührt, 4.) konzentriert zum Himmel blickt und 5.) schließlich den Taubstummen dazu auffordert, sich zu öffnen.

Der Taubstumme lässt hingegen all dies über sich ergehen. Seine einzige Aktivität besteht nur darin, dass er der Aufforderung Jesu, sich zu öffnen, offensichtlich nachgekommen sein muss. Denn dies hat laut dem Evangelisten Markus dazu geführt, dass sich sogleich seine Ohren geöffnet haben, seine Zunge befreit wurde und er richtig reden konnte.

Damit dürfte aber auch klar sein, was mit „Öffne dich!“ gemeint ist:

Es geht um ein Offensein für Gott; um ein Sich-Einlassen auf Gottes Wirken; darum, sich von der Frohen Botschaft berühren zu lassen; darum, sich zu bemühen, Gott wenigstens ein Stück weit zu verstehen. Dann wird Gott kommen, um zu retten.

Ein Beispiel, damit das eben Gesagte nicht zu abstrakt bleibt:

Zentrales Anliegen des Evangeliums ist das Gebot der Liebe. Wie kann man sich dieser Anforderung „öffnen“?

Zunächst dadurch, dass man sich klarmacht, dass Liebe zumindest zum Teil auch Selbstaufgabe bedingt. Denn Liebe bedeutet immer, einem anderen etwas von sich zu geben – und wenn es vielleicht auch nur wenig ist, wie der Taubstumme, der bloß auf Gottes Wirken vertraut und sich darauf einlässt.

Weil man etwas hergibt, erwartet man sich auch eine Gegenleistung – vielleicht ebenfalls nur wenig, wie z.B. Eltern, die alles für ihre Kinder tun oder umgekehrt Kinder, die ihre bedürftigen Eltern aufopfernd pflegen.

Damit dieses Geben und Nehmen aber nicht zu einem bloßen Geschäft verkommt, bei dem sich Leistung und Gegenleistung immer genau die Waage halten müssen, weiß der Liebende, dass das, was er erhält, immer weniger ist, als das, was er gegeben hat – sonst wäre es ja nur ein Geschäft oder gar ein Ausnutzen des anderen, wenn die Waage zu dessen Nachteil ausschlägt.

Betrachtet man nicht bloß eine einzelne Aktion oder Begebenheit, sondern einen längeren Zeitraum, also eine sogenannte Liebesbeziehung, dann wird diese nur dann Bestand haben, wenn sich beide Partner bei grundsätzlichem Einverständnis über die für sie wichtigen Aspekte der Lebensführung zudem auch der Kompromisshaftigkeit ihrer Verbindung bewusst sind und subjektiv jeweils die Überzeugung vorherrscht, dass alles in allem betrachtet das Leben in der Partnerschaft vorteilhafter ist als ein Single-Dasein. Die Faktoren, die diese Einschätzung bestimmen, können und sollen teilweise sogar durchaus verschieden sein – wichtig ist nur, dass insgesamt eine sog. „win-win“-Situation vorherrscht, wie beispielsweise bei den großen Themen „Aufteilung der Hausarbeit und der Kindererziehung“, wenn beide Partner berufstätig sind.

Einverständnis über die Lebensgestaltung und Erkennen der Kompromisshaftigkeit bei der Aufgabenverteilung sind aber nur Grundvoraussetzungen. Liebe ist es erst dann, wenn es Selbstüberwindung kostet – vielleicht nur ein wenig, oder etwas mehr oder gar allzu viel:

„Jetzt hat er schon wieder unseren Hochzeitstag vergessen. Wirklich ärgerlich, denn noch vor wenigen Jahren wäre ihm das nie passiert. Trotzdem will ich ihm eine klei-

ne Freude machen und ihm sein Lieblingsessen kochen. Obwohl es mir selbst gar nicht so besonders schmeckt und zudem auch noch ein ziemlicher Aufwand ist.“

„Wir hätten uns alles so schön ausgedacht: Wir haben ihr die Schule und ein Studium ermöglicht, ihr sogar einen schönen Baugrund gekauft; und jetzt schmeißt sie nach der Hälfte alles hin, nur um zu ihrem Freund zu ziehen, in ein Land, wo sie nicht einmal die Sprache versteht. Aber so ist halt die heutige Jugend, so ist unsere globale Welt – unterstützen wir unsere Tochter weiterhin nach besten Kräften; das Wichtigste ist, dass s i e glücklich wird – und nicht w i r.“

„Ich kann ihn einfach nicht ausstehen. Sein präpotentes Gehabe, sein gönnerhaftes Getue, seine heuchlerische Art – kein Wunder, dass unserer Familien schon seit Generationen verfeindet sind. Aber er hat sicher auch gute Seiten, denn es gibt ja ganz offensichtlich auch Leute, die ihn mögen. Auch wenn ich es bislang kaum fertiggebracht habe, ihn ordentlich zu grüßen: Ich sollte trotzdem versuchen, mit ihm ein normales, unverfängliches Gespräch zu beginnen – vielleicht erweisen sich dann meine Vorurteile ja als falsch?“

Lassen Sie sich in solchen und ähnlichen Situationen auf Gottes Wirken ein. Öffnen Sie sich. Versuchen Sie, die schwere Aufgabe der Nächstenliebe so gut als möglich zu meistern – Perfektionismus ist in diesem Bereich ohnehin nicht möglich.

Und Sie müssen dabei auch nicht gleich mit dem Schwersten beginnen. Es reicht, bei einem Streit zuzugeben, dass nicht der andere falsch lag, sondern ich den Fehler gemacht habe – sehr schwer in einer Gesellschaft, in der man dann, wenn etwas schief gelaufen ist, sofort die Schuld bei einem anderen Menschen sucht. Oder sich trotzdem zu entschuldigen, auch wenn man der Überzeugung ist, dass der andere im Unrecht ist.

Denn Liebe fragt nicht nach Gerechtigkeit – es geht vielmehr darum, sein Ego zu verlassen, sich für den anderen zu öffnen und sich in ihn hineinzusetzen sowie schließlich das zu tun, was sich der andere in einer konkreten Situation am innigsten wünscht, ohne dafür auf einer adäquaten Gegenleistung zu bestehen.

15.) ad

Mt 23, 8 – 12

Es ist zunehmend ärgerlich, wenn man heute als Christ im sog. „realen Umfeld“ – damit meine ich die Welt außerhalb der Kirche und ihrer eigenen Teilorganisationen, also z.B. die Arbeitswelt, den Bereich der Freizeit- und Eventkultur, die Jugendszene, Politik, Medien und Wissenschaft etc. – auch in unserem Land bereits als ein weltfremder Phantast angesehen wird. Man wird zwar (noch) nicht offen angefeindet, aber man spürt immer mehr, dass sich der Gesprächspartner denkt: „Wie kann der bloß tatsächlich an so etwas glauben?“

Dabei geht es der Sache nach um die zentralen Glaubenswahrheiten, die – weil sie nicht im streng naturwissenschaftlichen Sinn bewiesen werden können – schon seit der Urzeit des Christentums heftig umstritten sind und letztlich zu Kirchenspaltungen und zur Herausbildung diversester Strömungen innerhalb der Kirche geführt haben, wobei jede Denkrichtung für sich beansprucht, die einzig wahre Lehre zu vertreten: Römisch-Katholische ebenso wie Protestanten, Altkatholiken wie Griechisch- oder Russisch-Orthodoxe usw. – die Liste eigenständiger christlicher Konfessionen ist sehr lang und auch sehr alt.

Ein Beispiel für die dahinterstehenden und unüberbrückbaren Streitfragen bildet etwa mit Blick auf das heutige Heiligenfest die Thematik der göttlichen Dreifaltigkeit.

Die Idee von der Einheit und Gottgleichheit von Vater, Sohn und Hl. Geist ist schon unmittelbar nach dem Tod Jesu entstanden und wurde dann auf dem Konzil von Nicäa im Jahr 325 als verbindliche Lehre der römisch-katholischen Theologie festgelegt. Einerseits befand man sich damals noch in einer Zeit besonderer Wunder- und Mysteriengläubigkeit, andererseits bedurfte aber der Glaube einer wissenschaftlichen Fundierung, um sich in Auseinandersetzung mit der griechisch-römischen Philosophie als staatstragendes Konzept zunächst behaupten und später durchsetzen zu können. Daher blieben Vorstellungen wie Dreifaltigkeit, jungfräuliche Geburt, körperliche Auferstehung und zahlreiche andere römisch-katholisch-theologische Eckpfeiler in der Folge auch jahrhundertlang unangefochten und verfestigten sich so zu einer zentralen Tradition.

Als Folge der Aufklärung geriet diese Tradition gegen Ende des 19., v.a. aber im 20. Jahrhundert derart ins Wanken, dass allen voran die Naturwissenschaftler, aber auch Politiker, Kabarettisten usw. – „Szenekaiser“ eben, die in Massenmedien ihre Gefolgschaft finden und heutzutage etwas auf sich halten, einen solchen Glauben als völlig irrational ablehnen oder ins Lächerliche ziehen. Nüchtern betrachtet kann man sagen, dass der Atheismus gegenwärtig als salonfähig gilt. Unter dem Postulat der „Säkularisierung“ spielen christliche Moralvorstellungen bei grundlegenden politischen Entscheidungen heute kaum noch eine Rolle.

„Leider ist die katholische Kirche mit Problemen konfrontiert, die sie nicht und nicht in den Griff bekommt“, stand zu Weihnachten in einer meinungsbildenden österreichischen Tageszeitung (vgl. „Die Presse“ vom 23.12.2018, S. 1) zu lesen. In erster Linie waren damit zwar weltweite Missbrauchsvorwürfe bzw. grobe finanzielle Unregelmäßigkeiten speziell in Österreich gemeint, aber ein derart den Prinzipien der Evangelien zuwiderlaufendes Fehlverhalten untergräbt ebenso die Autorität der Kirche wie vor allem ein schon viel lange unterbliebenes Zurechtrücken von heutzutage unzeitgemäßen Bildern.

Der exponentiell steigende Erkenntniszuwachs, insbesondere im Bereich der Naturwissenschaften (Technik, Physik, Chemie und Biologie), erfordert aus der Sicht aufgeklärter Menschen auch von der katholischen Kirche, für widernatürliche Dogmen wie „Dreifaltigkeit“, „jungfräuliche Geburt“, „Auferstehung“ o.Ä. jeweils eine rational nachvollziehbare Erklärung zu liefern. Diejenigen, die sich mit mystischen Deutungsmustern wie „Wunder“, „göttliches Geheimnis“ etc. zufriedengeben, werden jedenfalls immer weniger. Bleibt die Kirche bei ihrer bisherigen Haltung, so riskiert sie nicht nur, im gesellschaftlichen Diskurs – wie gegenwärtig – nicht mehr ernst genommen zu werden, sondern überhaupt in der Bedeutungslosigkeit zu versinken und bald nur mehr ein Sektendasein zu führen. Stehen dann zudem die Antworten auf aktuell gesellschaftsrelevante Fragen – wie Empfängnisverhütung, Ausschluss der Frauen von Weiheämtern oder Zölibat – auch noch gegen den sog. „Mainstream“, so ist der Weg von einer bloßen Duldung hin zu einer Verfolgung der bekennenden Anhänger der Kirche, wie sie heute im Nahen Osten teilweise höchst brutal erfolgt, nicht mehr weit.

Der Hl. Basilius und der Hl. Gregor von Nazianz haben damals unter dem Eindruck des Konzils von Nicäa vehement die Idee der Gottgleichheit Jesu verteidigt – so wie sich manche heute vehement für die Ideen des II. Vatikanums einsetzen. Zugleich gab es aber auch Bischöfe, die ihre Zustimmung umgehend widerrufen haben – so

wie auch heute maßgebliche Amtsträger die Beschlüsse des II. Vatikanums wieder rückgängig machen oder zumindest lange hinauszögern möchten.

Wie schon von Jesus mit der Metapher „Ich bringe Feuer und Schwert“ vorausgesagt, ist die Kirche seit jeher einem ständigen Ringen um den richtigen Weg ausgesetzt, wobei gesamthaft betrachtet nur eines als sicher scheint: Nicht ist absolut unabänderlich, alles ist im Fluss und mehr oder weniger seiner jeweiligen Zeit angepasst.

An diesem Punkt möchte ich einen Gedanken aus der gestrigen Neujahrspredigt unseres Herrn Pfarrers aufgreifen: Wie wäre es, wie die amerikanischen Pfarren die eingefahrenen Denkstrukturen zu verlassen und eine Vision zu entwickeln, die sich dann mit Gottes Hilfe auch so weit als möglich umsetzen lässt?

Konkret: Soweit es Fragen wie „jungfräuliche Geburt“, „Auferstehung“ und „Dreifaltigkeit“ betrifft, ist vor allem zu bedenken, dass Jesus keines dieser drei Phänomene je in den Mund genommen oder gar zu Dogmen erhoben hat, im Gegenteil: Er hat sich selbst stets bloß als Menschensohn bezeichnet. Wie wäre es daher, diese Dogmen nicht wie bisher vorwiegend körperlich, sondern rein geistig-immateriell zu verstehen, z.B.: Der Mensch Jesu war unmittelbar mit seiner Geburt Träger des göttlichen Geistes, in diesem Sinne also „Gottes Sohn“ und diese göttliche Natur konnte daher auch zwangsläufig mit seinem Tod nicht zugrunde gehen, sondern sie erwartet uns alle im Jenseits.

Eine solche Sichtweise ließe sich auch mit den gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen nicht als absurd oder völlig irrational abqualifizieren.

Mit einem solchen Standpunktwechsel in formalen (theologischen, organisatorischen, liturgischen) Fragen wäre nicht nur das Fundament für eine Wiederannäherung zwischen den sich gegenseitig konkurrenzierenden bis feindselig gegenüberstehenden Kirchen gelegt, sondern diese könnten sich dann mit vereinten Kräften auf die eigentliche zentrale Botschaft der Evangelien konzentrieren, vermöge der die Christen in der Öffentlichkeit wirklich positiv wahrgenommen werden, nämlich die in allen Lebensbereichen möglichst vielfältig praktizierte Nächstenliebe.

Warum sollte diese Vision nicht ihren Ausgang von unserem kleinen Kreis in Katsdorf nehmen, wenn der kirchliche Amtsapparat dafür offensichtlich viel zu schwerfällig ist?

16.) ad

Gen 8, 15 – 16a, 18a u. 20 – 22 und Mk 8, 15 – 17; 18b – 19; 21 – 26

Die beiden heutigen Schriftstellen bilden ein Musterbeispiel dafür, dass man emotional gut nachvollziehen kann, warum die Botschaft Jesu schon damals für viele Leute so befreiend und wirklich nachhaltig frohmachend gewesen sein muss. Denn das Alte Testament zeichnete auf vielfache Weise das Bild eines zornigen und vergeltenden Gottes. Und in Kombination mit den vielen tausend jüdischen Gesetzesvorschriften müssen die Leute in permanenter Angst vor göttlicher Strafe gelebt haben.

Aber nicht erst Jesus hat erkannt, dass Furcht kein guter Motivator ist. Denn auch der Erzähler der Genesis berichtet in der heute gehörten Stelle gleichsam von einer 180-Grad-Wendung: Gott verzichtet zu Gunsten dessen, dass er den freien Willen des Menschen anerkennt, auf einen Teil seiner Allmacht. Im freien Willen ist aber nicht nur das Gute, sondern auch das Böse grundgelegt. Gott könnte zwar die bösen Taten umgehend bestrafen, aber dann wäre der Wille eben nicht mehr frei, denn der Mensch würde sich immer wohlverhalten, aber eben nicht freiwillig, sondern nur aus Angst vor Vergeltung. Statt bestrafend reagiert Gott daher mit Nachsicht und Einräumung einer neuen Chance; Voraussetzung dafür ist nur ehrliche Reue und der aufrichtige Wille, es künftig besser zu machen.

Wie befreiend ein solcher Perspektivenwechsel für die große Masse des jüdischen Volkes gewesen sein muss, können wir gut nachvollziehen, wenn wir selbst daran denken, in wie vielen Bereichen unseres täglichen Lebens die Angst unser Verhalten beeinflusst oder geradezu lähmt. Was trauen wir uns alles nicht oder nicht zu? Dabei wäre es oft sehr einfach, neuen Mut zu fassen, wenn man sich nur dazu aufrafft, den Blickwinkel zu ändern.

Dazu eine kleine Anregung aus der neuesten Nummer der Zeitschrift „Unsere Brücke“, die von der Personengemeinschaft des Linzer Priesterseminars herausgegeben wird:

**Unsere Pfarrgemeinden sind die Hoffnung der Welt.
Nein, Tatsache ist vielmehr,
dass Gott hier nicht mehr wohnt.
Ich glaube nicht,
dass Freude möglich ist,**

dass es sich in Gemeinschaft bessert lebt,
dass wir einander radikal lieben sollen.
Die Wahrheit ist,
dass die Gemeinden kurz vor dem Aus stehen.
Ich weigere mich zu glauben,
dass wir Teil von etwas sind, das über uns selbst hinausreicht
und dass wir verändert wurden, um zu verändern.
Es ist doch klar,
dass Armut zu übermächtig ist,
dass Rassismus nicht zu überwinden ist,
dass das Böse niemals zu besiegen sein wird.
Ich kann unmöglich glauben,
dass Dinge sich in der Zukunft zum Besseren wenden.
Es wird sich herausstellen,
dass Gott nicht helfen kann,
und du liegst falsch, wenn du glaubst,
Gott kann.
Ich bin davon überzeugt:
Man kann Dinge nicht verändern.
Es wäre eine Lüge, würde ich sagen:
Gott kümmert sich.

Befremden, ja fast Entsetzen stellt sich in uns ein, besonders wenn man bedenkt, dass dieser Text von Leuten stammt, die in naher Zukunft als Priester wirken wollen. Allerdings findet sich am Ende dieses Textes die Anweisung: *„Manches verändert sich, wenn man einen Perspektivenwechsel vornimmt – lesen Sie jetzt den Text von unten nach oben!“* – und das hört sich dann so an:

Gott kümmert sich.
Es wäre eine Lüge, würde ich sagen:
Man kann Dinge nicht verändern.
Ich bin davon überzeugt:
Gott kann.
Und du liegst falsch, wenn du glaubst,
dass Gott nicht helfen kann.
Es wird sich herausstellen,
dass Dinge sich in der Zukunft zum Besseren wenden.
Ich kann unmöglich glauben,
dass das Böse niemals zu besiegen sein wird,

**dass Rassismus nicht zu überwinden ist,
dass Armut zu übermächtig ist.
Es ist doch klar,
und dass wir verändert wurden, um zu verändern,
dass wir Teil von etwas sind, das über uns selbst hinausreicht.
Ich weigere mich zu glauben,
dass die Gemeinden kurz vor dem Aus stehen.
Die Wahrheit ist,
dass wir einander radikal lieben sollen,
dass es sich in Gemeinschaft bessert lebt,
dass Freude möglich ist.
Ich glaube nicht,
dass Gott hier nicht mehr wohnt.
Nein, Tatsache ist vielmehr:
Unsere Pfarrgemeinden sind die Hoffnung der Welt.**

Und wenn Sie bei diesem Appell an die Selbsterneuerungskraft der Pfarrgemeinden, die auch eine zentrale Rolle für die derzeit im Gange befindliche Neuorganisation der Diözese Linz spielt, genau hingehört haben, haben sie bemerkt, dass darin die Frage, ob so etwas überhaupt mit dem Kirchenrecht vereinbar oder den maßgeblichen Autoritäten in Rom genehm ist, gar nicht thematisiert wird. Denn von diesen beiden Institutionen ist ein Perspektivenwechsel ohnehin nicht zu erwarten – und erst recht nicht so rasch, wie es die derzeitige Notsituation gebietet.

Vielmehr liegt die Aufgabe, künftig unser Umfeld so zu gestalten, dass die Frohe Botschaft darin dauerhaft und effektiv überlebt, ganz wesentlich auch in unserer persönlichen Hand. Bedenken wir dabei: Es geht um nichts weniger als um das Überleben jahrtausendalter urtraditioneller kultureller Werte – oder, um mit den Worten Jesu zu sprechen: Verstehen wir das etwa immer noch nicht?

17.) ad

Mt 23, 8 – 12

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern:

„Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen;
ὕμεῖς δὲ μὴ κληθῆτε Ῥαββί,

denn nur einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder.
εἷς γάρ ἐστιν ὑμῶν ὁ διδάσκαλος, πάντες δὲ ὑμεῖς ἀδελφοί ἐστε.

Auch sollt ihr niemand auf Erden euren Vater nennen;
καὶ πατέρα μὴ καλέσητε ὑμῶν ἐπὶ τῆς γῆς,
denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel.
εἷς γάρ ἐστιν ὑμῶν ὁ πατήρ ὁ οὐράνιος.

Auch sollt ihr euch nicht Lehrer nennen lassen;
μηδὲ κληθῆτε καθηγηταί,
denn nur einer ist euer Lehrer, Christus.
ὅτι καθηγητὴς ὑμῶν ἐστιν εἷς ὁ Χριστός.

Der Größte von euch soll euer Diener sein.
ὁ δὲ μείζων ὑμῶν ἔσται ὑμῶν διάκονος.

Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt,
ὅστις δὲ ὑψώσει ἑαυτὸν ταπεινωθήσεται,

und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.
καὶ ὅστις ταπεινώσει ἑαυτὸν ὑψωθήσεται.“

Die heutige Evangelienstelle schließt gleichsam an eine Brandrede Jesu gegen Personen an, die – wie man landläufig sagen würde – öffentlich Wasser predigen, aber selbst Wein trinken. Dabei ist es ja nicht so, dass das Christentum eine Lehre wäre, die jeden Genuss verabscheut, im Gegenteil: Was wäre denn an der christlichen Botschaft froh, wenn sie keine Aussicht auf körperliche und seelische Freuden bieten würde?

Wer sein Leben genießt und wem es gut geht, der muss also durchaus kein schlechtes Gewissen haben. Aber wer hier alles hat, wird drüben daran gemessen werden, ob er auch auf jene nicht vergessen hat, denen es auf Erden schlecht gegangen ist.

Was Jesus nämlich verabscheut, ist zweierlei: Einerseits darf der Genuss nicht auf einer ungerechtfertigten Ausbeutung anderer basieren. Nicht gerechtfertigt ist es also, für seine Leistung eine überhöhte Gegenleistung zu verlangen, und das immer

wieder und viele Jahre hindurch, sodass jemand sein Wohlergehen gleichsam auf dem Rücken anderer auslebt. Dieser Gefahr lässt sich am besten durch Genügsamkeit, Sparsamkeit und Beschränkung auf das Wesentliche vorbeugen – man muss ja nicht immer alles und davon das Neueste, Teuerste und Beste haben ...

Noch viel wichtiger ist aber ein zweiter Aspekt, der sich als ein Gebot dahin verstehen lässt, nicht gedankenlos falschen Lehrern zu folgen. Denn nicht immer lassen sich Behauptungen, Forderungen, Regeln oder Gebote so leicht als irreführend erkennen, als dann, wenn von jemand in einem derartigen Umfang eine Enthaltung, eine Entsagung und ein Verzicht gefordert werden, dass nicht nur er selbst, sondern auch sonst niemand diese Anforderungen erfüllen kann.

Vielmehr klingt in der heutigen Evangelienstelle neben dem moralischen Prinzip, dass sich niemand über eine andere Person erhöhen soll, auch bereits ein Grundgedanke der Aufklärung, den der bekannte Philosoph Immanuel Kant auf die prägnante Formel „sapere aude!“ – d.h.: Wage es, deinen Verstand zu gebrauchen! – gebracht hat. Das Wesen des aufgeklärten Zeitalters, in dem wir heute leben und in dem praktisch jedermann zu allen Bereichen der Bildung und der Wissenschaft auf Knopfdruck Zugang hat, ist dadurch gekennzeichnet, dass Informationen nicht unhinterfragt geglaubt werden dürfen.

Allein der Umstand, dass jemand Lehrer oder Wissenschaftler ist, heißt noch nicht, dass alles, was er sagt, auch der Wahrheit entspricht. Gewiss bedeuten die formale Qualifikation solcher Personen – und Jesus zählt solche zu seiner Zeit maßgebliche Autoritäten auf, nämlich **Rabbis**, das waren jüdische Gelehrte, denen die Auslegung der Tora vorbehalten war¹, oder die **διδάσκαλοι**, das waren Pädagogen, die v.a. Jugendliche in Form einer organisierten Unterweisung – ähnlich wie unser heutige Schule – erzogen haben², dann der **Vater**, der als ein unangreifbares Familienoberhaupt fungierte, der **καθηγητής**, unter dem man sich einen geistigen Wegweiser vorstellen kann³ – gewiss bedeutet also die formale Qualifikation ein Indiz dafür, dass die Aussage wohl auch richtig sein wird, insbesondere, wenn man bedenkt, dass deren Urheber ja in der Regel auch einem entsprechenden Berufsethos und Standesrecht verpflichtet sind.

¹ Als Rabbi (hebräisch רַבִּי, deutsch wörtlich „mein Lehrer“ oder „mein Meister“) werden seit dem Altertum jüdische Gelehrte bezeichnet, die die Vorschriften der Tora auslegen. Das Wort stammt vom hebräischen Substantiv Raw oder Rav (רַב) und bedeutet im Tanach „Großer, Bedeutender“. Als Titel oder mit dem Possessivsuffix -i (י) kommt es dort nicht vor. Erst seit 70 n. Chr. wurde Rabbi auch als Ehrentitel und Anrede für besonders schriftkundige Gelehrte verwendet.

² διδάσκαλος = Pädagoge, Lehrer, Erzieher, Lehrkraft, Kursleiter, Unterrichter → mit Bezug auf Schulung, Schule (= organisierte Unterweisung).

³ καθηγητής = Wegweiser, Leiter, geistiger Führer.

Aber ganz sicher kann man sich in Zeiten, in denen Falschnachrichten gezielt dazu eingesetzt werden, um Massen zu manipulieren, nie sein.

Um zu erkennen, was Jesus damit meint, wenn er sagt, dass nur einer unser Lehrer ist, nämlich der **Χριστός**⁴, womit ein wirklich von Gott eingesetzter Erlöser gemeint ist (und Jesus das in den Evangelien eigentlich nie von sich selbst sagt, sondern vielmehr die Evangelisten ihm dies in den Mund legen bzw. über ihn sagen!), dann bedeutet dies, dass man grundsätzlich niemandem blind vertrauen darf – Politikern und Medien schon gar nicht, aber auch keinen Lehrern und Wissenschaftlern, und schließlich auch den Kirchenlehrern und dem Papst nicht – man soll solchen Personen wohl zuhören, aber am Ende selbst beurteilen, ob man davon überzeugt ist und danach handeln will; schließlich sind es jeweils nur Menschen, und als solche sind sie bekanntlich allesamt fehlbar.

18.) ad

Lk 10, 38 – 42

Vergangenes und dieses Wochenende bilde(t)en die zwei Hauptgebote des christlichen Glaubens den Mittelpunkt der katholischen Leseordnung: Du sollst deinen Gott lieben mit ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst. Beide Gebote stellen in unserem Alltag große Ansprüche an uns, und nur allzu oft müssen wir erkennen, dass wir den Anforderungen nicht gewachsen sind oder waren. Soweit es die Gottesliebe betrifft, habe ich das am vergangenen Wochenende darzulegen versucht.

Ich will mich daher heute dem Gebot der Nächstenliebe zuwenden.

Letzten Sonntag haben wir im Evangelium das Gleichnis vom barmherzigen Samariter gehört. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass gerade diese Geschichte, als ich sie vor jetzt mehr als 50 Jahren zum ersten Mal von meiner Religionslehrerin gehört habe, einen derart nachhaltigen Eindruck gemacht hat, dass ich heute noch die damals assoziierten Bilder deutlich vor mir habe.

⁴ Messias, Christus = der Gesalbte (zeremoniell eingesetzter Würdenträger).

Allerdings meine ich jetzt, dass die Frage des Gesetzeslehrers nicht: „WER ist mein Nächster?“, sondern richtig eigentlich: „WIE ist mein Nächster?“ lauten müsste. Denn für uns Christen ist ja ohnehin jeder, mit dem wir in irgendeiner Form zu tun haben, unser Nächster. Das können situationsbezogen freilich die verschiedensten Menschen sein: zu Hause in der Familie, am Arbeitsplatz, in der Schule, im Urlaub, hier in der Kirche – also überall, wo wir mit anderen Personen zusammenkommen, d.h. real oder virtuell kommunizieren.

Als Christ hätte man nun die Verpflichtung, mit allen diesen Menschen mitzufühlen, Mitgefühl zu haben, also Empathie zu zeigen. Doch in der Realität ist dies nicht immer so. Vielmehr geht man am anderen, wenn man diesen nicht kennt, i.d.R. teilnahmslos vorüber und beachtet ihn gar nicht. Am Land grüßt man sich wenigstens noch, in der Stadt schon lange nicht mehr, weil man sonst ja schlechthin nicht vorwärtskäme. In diesem Zusammenhang könnte man sich beispielsweise fragen, zu welchem Zweck wir hier eigentlich zusammenkommen, also ob wir in einer solchen Feier richtig interagieren und wenn nicht, wie wir es vielleicht besser machen könnten oder sollten.

Gott zu danken und den Nächsten zu lieben, das sind die zwei Kernelemente, deren sich die Christen in ihren regelmäßigen sonntäglichen Zusammenkünften immer wieder gegenseitig versichern. Aufgrund des ständig drückender werdenden Priestermangels bestehen dafür mittlerweile zwei gleichwertige Ausdrucksformen, nämlich die Messe und die Wort-Gottes-Feier; in der Messe überwiegt, so könnte man verkürzt sagen, der Aspekt des Dankes an Gott (deshalb die Bezeichnung „Eucharistie“-Feier!), in der Wort-Gottes-Feier hingegen der Aspekt der Vergegenwärtigung von zentralen Glaubensinhalten und der Unterrichtung darüber. Am Land dominiert derzeit zumindest am Wochenende noch die Messe, in der Stadt, wo viele Pfarren bereits verwaist sind und die viel zu wenigen Priester mit gegenseitigem Aushelfen einfach nicht mehr zu Rande kommen, hingegen bereits die Wort-Gottes-Feier.

Da es sich – sozio-organisatorisch betrachtet – jeweils um eine Veranstaltung handelt, sollen in der gegenwärtigen Phase der „Event-Kultur“ beide Formen möglichst dem Anspruch gerecht werden, dass sich die Besucher innerlich angesprochen fühlen, etwas für sich persönlich mitnehmen können, also etwas „Essentielles“ profitieren und deshalb auch gerne wiederkommen wollen.

Mindestens so wichtig wie der Inhalt ist daher auch der äußere Rahmen, in dem eine Messe oder eine Wort-Gottes-Feier ablaufen. Dabei spielen große Dinge ebenso eine

wichtige Rolle wie scheinbare Kleinigkeiten, und je mehr Menschen jeweils betroffen sind, desto weniger werden alle zufrieden sein.

Einige Beispiele sollen das für unsere Pfarrgemeinde besser verdeutlichen:

- Manchen gefällt die Ausstattung und Ausgestaltung unserer Kirche – denken sie an traditionelle einerseits und moderne Fenster andererseits; an Altar, Ambo und Taufbecken; an Statuen, Bilder- und Blumenschmuck; an die Sitzbänke und die Bodenfliesen – sehr gut, anderen hingegen gar nicht, etliche liegen dazwischen;
- an den häufig sehr schwülen Sommertagen wünschen sich manche, dass die Türen und/oder die Fenster geöffnet bleiben – andere stört hingegen die dadurch entstehende Zugluft; wiederum ein anderer Teil bemerkt hingegen dieses Problem gar nicht;
- dass nahezu jeden Sonntag die Messe unter einem anderen Motto steht bzw. von einem anderen Verein gestaltet wird, bringt Abwechslung und viele Leute in die Kirche, die sonst nur zu den großen Festen oder überhaupt nicht kommen – andere stört hingegen der späte Beginn und die verlängerte Dauer, sodass sich dann mit dem Sonntagvormittag nicht mehr viel anfangen lässt; außerdem überwiegt die Gefahr der Selbstdarstellung von Wenigen den Nutzen für die Allgemeinheit;
- oder der Dauerbrenner „WGF mit oder ohne Kommunionsspendung?“, wozu es auf der einen Seite zwar diözesane Richtlinien gibt, die aber gleichsam noch aus grauer Vorzeit stammen, und auf der anderen Seite eine Vielzahl von Gläubigen, die an einem Wochenende nicht ohne Kommunion nach Hause gehen wollen.

Noch viele solcher Punkte ließen sich aufzählen. Angesichts der gegenläufigen Ansichten könnte man dann vielleicht versuchen, durch Umfragen entsprechende Mehrheitsmeinungen zu eruieren. Aber Umfragen oder Wahlen sind keine Allheilmittel, sondern bestenfalls Placebos, denn die überstimmte Minderheit ist nach einem solchen Formalakt ja auch nicht zufriedener gestellt als vorher.

Aber allein an solchen Kleinigkeiten sieht man schon sehr gut, wie schwierig es ist, bloß in unseren gleichsam ureigensten Angelegenheiten das Gebot der Nächstenliebe tatsächlich und nachhaltig zu verwirklichen. An der Erkenntnis, dass in unserer

menschlichen, leider allzu menschlichen Kirche eher Meinungsverschiedenheiten – sogar hin bis zum Streit, wenn es um Auseinandersetzungen zwischen sog. Konservativen, Gemäßigten und Progressiven geht – die Realität bilden, führt kein Weg vorbei. Ohne Spaltung ist christlicher Glaube offenbar wesensmäßig nicht denkbar – es sei denn, man verschließt die Augen und lässt sich um des lieben Friedens willen dadurch beruhigen, dass anscheinend und im Großen und Ganzen ohnehin alles in bester Ordnung ist.

Wenn uns tätige Nächstenliebe in unserem eigenen Kreis nicht bzw. jedenfalls nicht immer gelingt – wobei negative Beispiele bei Andersgesinnten leider immer auf einen besonders fruchtbaren Boden fallen –, wie sollen wir es dann aber schaffen, auf Kirchenferne anziehend zu wirken oder diese sogar für unsere Sache zu begeistern?

Erstens und wie schon gesagt: Halten wir uns nicht lange damit auf zu fragen, wer mein Nächster – und damit implizit: wer nicht mein Nächster – ist, sondern beantworten wir diese Frage einmal ganz vorbehaltlos mit: Jeder!

Und dann versuchen wir, uns in jenen Menschen, dem wir als einem solchen Nächsten (real oder virtuell) begegnen, hineinzusetzen: Wie fühlt er sich? Ist oder fühlt er sich gerade glücklich? Ist er es wirklich? Ja? Oder tut er nur so?

Ist er erkennbar in freudiger Stimmung, dann teilen wir diese mit ihm und bestärken ihn dadurch!

Hat er hingegen Probleme, dann können wir ihm vielleicht helfen oder wenn wir das selbst nicht vermögen, dann wissen wir vielleicht jemanden, der das kann. Oft genügt es ja, zuzuhören, Sorgen zu verstehen und Lösungswege anzudeuten und aufzuzeigen.

Vergessen wir jedenfalls nicht oder machen wir es uns zumindest gelegentlich bewusst, welch ein Wunderwerk der Mensch ist: Wie viele chemische, physikalische und biologische Prozesse von höchster Komplexität jeweils ineinandergreifen müssen, damit allein schon ein menschlicher Körper funktionieren kann – und dann kommen da noch die Seele und der Geist dazu! Das wird meist gar nicht beachtet und gerät bei der Interaktion mit dem Nächsten viel zu sehr in den Hintergrund. Den meisten Menschen fällt ihr Körper immer nur dann auf, wenn sie krank oder zu dick oder zu alt oder sonst unzufrieden mit ihm sind. Wenn wir aber herangehen, unser Gegenüber als ein Wunderwerk betrachten, dann sollte und müsste es uns schon deshalb stets ein großes und prinzipielles Anliegen sein, dass es diesem mög-

lichst gut geht, dass er möglichst zufrieden ist und wir alles dafür tun, dass es auch so bleibt – und nicht darauf schauen, wie wir immer noch besser sein können als er und ihn dadurch schon vorweg intentional erniedrigen.

Dieses hehre empathische Anliegen stößt aber freilich schnell an die Grenzen des Machbaren. Kurz gesagt kann nicht jeder die ganze Welt retten. Schon um sich nicht selbst aufzureiben, ist man daher zur Selektion gezwungen. Nachrichten über Zustände in Indochina oder im Nahen Osten beispielsweise regen uns kaum auf oder gehen sogar völlig spurlos an uns vorüber. Je weiter weg, desto weniger Empathie.

Wenn man es aber schaffen würde, zumindest den Menschen seiner nächsten Umgebung eine prinzipielle Nächsten-Liebe – und nicht Gleichgültigkeit, Ablehnung oder sogar Hass – entgegenzubringen, wäre schon viel gewonnen: Den anderen spüren zu lassen, dass man sich für ihn und seine Probleme interessiert, dass man ihm nach Möglichkeit hilft und unterstützt, dass man der Meinung anderer gegenüber toleranter wird – je mehr einem dies gelingt, umso besser, ganz besonders, wenn eine solche Einstellung wieder zu einer allgemeinen menschlichen Grundhaltung wird, die den heutigen Egoismus und das gegenwärtige „Ich zuerst“, eine widerwärtige Flüchtlingspolitik, die dem Ertrinken im Mittelmeer tatenlos zusieht, eine systematische Unterentlohnung von Pflege- und Billigarbeitskräften und noch vieles andere mehr entschieden und nachhaltig ablöst.

Natürlich kann dieser Idealfall in der Realität nicht verwirklicht werden, weil es eine unabdingbare Ureigenschaft des Menschen und jeder Gesellschaft und Organisation ist, dass sich Einzelne immer wieder Vorteile für sich selbst auf Kosten der anderen verschaffen. Es wäre aber schon viel gewonnen, wenn es das Christentum im Wege einer entsprechenden Vorbildwirkung erreichen könnte, dass anteilnehmende Nächstenliebe zur Lösung der großen Probleme der Menschheit den besseren Weg darstellt. Dafür könnte auch der gegenwärtige Umbruch in der Kirche eine gute Gelegenheit bieten: Ohne eine verstärkte Einbeziehung der Laien wird nämlich Kirche in nächster Zukunft in Mitteleuropa gar nicht möglich sein – ob dies der Amtskirche oder sonstigen konservativen Kreisen so passt oder nicht. Gerade die im realen Leben erfahrenen Laien könnten aber zeigen, dass die bisherige Form der Organisation letztlich in die Irre führt. Denn wie die Modelle vieler staatlicher Institutionen basiert auch kirchliche Autorität primär auf rein formaler Kompetenz. Unter bloße Berufung darauf kann man aber Menschen, die in einer Weise aufgeklärt sind wie die heutigen Generationen, weder überzeugen noch beherrschen. Denn selbst wenn am Ende solcher Modelle Gewalt und Unterdrückung zur Machterhaltung eingesetzt werden müssen, lassen sich derartige Methoden auf Dauer nicht durchhalten; dies hat zuletzt

der Zerfall des Kommunismus recht eindrücklich bewiesen und wird sich auch vielleicht anhand Ungarns und der Türkei noch zeigen.

Wer aber, wenn nicht ein von institutionellen Bindungen weitgehend freies Laientum innerhalb der christlichen Kirche sollte sonst vorleben, dass die Menschheit am besten mit sich selbst zurechtkommt, wenn sie den anderen – womit vorbehaltlos jeder gemeint ist – respektiert, wenn man aufeinander eingeht und im Bedarfsfall den anderen bestmöglich unterstützt?

Machen wir uns immer klar bewusst: Liebe ist ein Kompromiss. Sie funktioniert nur und so lange, als der, der Liebe gibt, dafür auch eine Gegenleistung erhält. Dabei muss es sich nicht immer um ein Verhältnis von gleichen Anteilen, also 50:50, handeln – einem der Partner kann auch weniger, vielleicht nur 10 Prozent, reichen, solange aus seiner Sicht der subjektive Vorteil oder zumindest die Hoffnung darauf überwiegt; denken sie an typische Fälle, in denen eine Mutter für ihr Kind gleichsam alles getan hat, von diesem aber wenig bis gar nichts zurückkommt, nein, sie ist vielmehr ein Erfolgshindernis und wird so schnell wie möglich ins Altersheim abgeschoben ... und trotzdem hört sie nie wirklich auf, ihr Kind zu lieben.

Abschließend: Warum hat Maria im heutigen Evangelium eigentlich das Bessere gewählt? Deshalb, weil sie in einer Ausnahmesituation – schließlich war ja Jesus bei den beiden Schwestern zu Gast – nicht dem formal gebotenen Ablauf entsprochen, also wie auch sonst den Haushalt erledigt, sondern ihm zugehört und über seine Worte nachgedacht hat. Sie hat damit die einmalige Gelegenheit ergriffen, ihr Leben künftig nach völlig neuen und richtungsweisenden Werten auszurichten.

Für uns heißt das: Nicht nur stur oder gedankenlos bestehende Regeln befolgen. Wenn in der gegenwärtigen Zeit die Amtskirche in weiten Bereichen nicht fähig oder willens ist, Substantielles zur Lösung der dringendsten Probleme der Menschheit im Allgemeinen und des Kirchenvolkes im Besonderen beizutragen, dann müssen in jeder Pfarre eben die Gläubigen das Heft selbst in die Hand nehmen und die entstehenden und entstandenen Lücken so füllen, wie dies auf der untersten Basis der kirchlichen Hierarchie den beiden Hauptgeboten der Gottes- und der Nächstenliebe am besten entspricht.

Die schließt durchaus nicht aus, in Bezug auf Kleinigkeiten verschiedener Meinung zu sein – eine Grenze für die Umsetzung solcher Meinungen liegt aber jedenfalls dort, wo der Nächste offensichtlich psychisch oder sogar physisch verletzt wird.

19.) ad

Lk 17, 11 – 19

Eigentlich ist es ja nicht recht verständlich, warum es uns Menschen in der Regel meist schwerfällt, Dankbarkeit zu zeigen – „Danke!“ sagen fällt meist in die gleiche unangenehme Kategorie wie um Verzeihung bitten oder Fehler zuzugeben.

Sehr wahrscheinlich liegt der tiefere Grund darin, dass man dabei jeweils gleichzeitig – ob bewusst oder unbewusst – immer ein Gefühl der Schwäche empfindet. Oft ist es ja so, dass man sich nicht aus freudigem Herzen bedankt, sondern eher deshalb, weil man sich dazu gedrängt fühlt. Man weiß oder spürt zumindest, dass man eine Arbeit, ein größeres Vorhaben oder Ähnliches aus eigener Kraft vielleicht gar nicht geschafft hätte; oder dass man es mit der Hilfe des anderen jedenfalls besser als alleine hinbekommen hat. Wenn der Moment des Frohseins bzw. der Freude über den günstigen Ausgang einer Sache abgeebbt ist und man sich überlegt, wem man den Erfolg eigentlich zuzuschreiben hat, dann wird sich bei ehrlicher Selbstkritik oft die Erkenntnis einstellen: Ich ganz allein war es nicht, Manches oder vielleicht sogar Vieles habe ich den Beiträgen anderer zu verdanken. Deshalb wäre es angezeigt, mich in adäquater Art und Weise erkenntlich zu zeigen – es besteht also eine entsprechende moralische Schuld.

Wer will sich aber schon diese Schuld selbst eingestehen, geschweige denn, sie auch noch einem anderen gegenüber, also nach außen, quasi öffentlich, darstellen?

Dabei wäre es ja oft so einfach: „Danke, dass du uns heute wieder so ein wunderbares Essen gekocht hast!“ – dieser kurze Satz würde in der Regel ausreichen, den aufwändigen Einsatz der Köchin halbwegs adäquat zu würdigen; ihr das Gefühl zu geben, etwas Überdurchschnittliches geleistet zu haben; ihre Arbeit als ganz und gar nicht selbstverständlich hervorzuheben.

Aber so zu denken, geschweige denn dies auch noch offen zu äußern, ist schlechthin nicht salonfähig, weil es letztlich einem Schuldeingeständnis gleichkäme: Ich habe dazu wieder einmal wenig bis gar nichts beigetragen. Diese Geisteshaltung war offenbar auch schon zur Zeit Jesu sehr ausgeprägt und dominiert noch viel mehr in der Gegenwart, wo ohnehin für nichts mehr richtig Zeit bleibt, also auch erst recht nicht dafür, ständig daran denken zu müssen, wofür Dankbarkeit angezeigt wäre.

Wo Gesinnungen wie „Erfolgsgeneration“, „Selbstvertrauen“, „Durchsetzungsvermögen“ und „Supermann“ bzw. „Superfrau“ der Vorrang zukommt, ist kein Raum für ein Eingeständnis dafür, wie sehr man für all das auch einen oder mehrere andere Menschen braucht. „Hinter jedem erfolgreichen Mann steht eine noch erfolgreichere Frau“ – oder umgekehrt – sind nichts als Worthülsen oder Trostsprüche für Personen, die selbst nicht im Rampenlicht stehen, sondern dauernd um die Anerkennung der sog. „Macher“ ringen müssen, ganz gleich ob in der Politik, im Beruf, in der Familie oder sonstwo ...

Es gibt heute kaum etwas Schlimmeres, als Fehler zu machen, etwas nicht alleine zu schaffen oder in irgendeiner Beziehung unvollkommen zu sein – man redet sich diese Unantastbarkeit so lange ein, bis man es selbst glaubt. Man muss so sein, um ja nicht aus dem Mainstream zu fallen und in das Lager der Gemobbten abzudriften.

In einer solchen Welt hat, um das Übel gleichsam an der Wurzel zu packen, auch der Glaube an einen allmächtigen und übernatürlichen Gott, der für den Menschen nicht fassbar und damit auch nicht beherrschbar ist, folgerichtig keinen Platz. Wo käme man da denn hin, wenn man sich überlegt, ob der Mensch seine Talente, mit denen er ausgestattet ist, vielleicht einer höheren Macht zu verdanken hat? Nein: „Alles, was ich bin und habe, habe ich mir selbst geschaffen!“, lautet die Devise.

Dass ich hier in Mitteleuropa leben darf – ja gut, das ist irgendwo ein Glück, aber ich hätte mich sicher auch in Zentralafrika oder in Melanesien oder sonstwo am Ende der Welt durchgesetzt ...

Dass Migranten draußen gehalten werden – freilich wäre es gerecht, wenn jeder Mensch die gleiche Startchance hätte, aber es kann sich schließlich nicht die ganze Welt hier bei uns ansiedeln; außerdem bin ich für die Flüchtlingspolitik der EU oder für diktatorische Regime wie in China oder Russland nicht verantwortlich ...

Dass ich ein wohliges Zuhause, eine ordentliche Ausbildung, einen sicheren Beruf und einen angemessenen Wohlstand habe – natürlich waren daran meine Eltern und deren Vorfahren, meine Lehrer und vor allem meine guten Beziehungen in Netzwerken beteiligt, aber wer sich hierzulande wirklich anstrengt, der schafft es auch ohne all das ...

Erntedank? – Wozu? Wenn bei uns die Ernte ausfällt, kann ich genauso gut Tomaten aus Italien oder Paprikas aus Ungarn und Rumänien oder Brot essen, das mit kanadischem Weizen gebacken wurde ...

Klimawandel? – Na und? Die Hurricanes sind in den USA, die Monsunregen in Indien und die Tropen- und Atlantikstürme treffen als erstes die europäische Westküste und verlieren dann den Großteil ihrer Wirkung, bis deren Ausläufer zu uns kommen ... allerdings: Es stimmt schon, dass wir hier gelegentlich Hochwasser haben oder im Winter manchmal eingeschneit und die Straßen erst am späten Vormittag geräumt sind.

Verkehrsunfälle und Schicksalsschläge? Glücklicherweise sind davon immer andere Leute betroffen und außerdem ist gegen Zufall und Schicksal ja ohnehin kein Kraut gewachsen ...

Krankheiten, Beziehungsprobleme, Einsamkeit und Verzweiflung? Für mich kein Thema, weil ich ja ohnehin nahezu perfekt, erfolgreich, schön und deshalb allseits beliebt bin.

Wie die neun anderen Aussätzigen im heutigen Evangelium brauche ich also keinen Gott, um mich für etwas zu bedanken – so etwas ist doch bloß für Schwächlinge. Hauptsache, ich habe mein Handy!

Wer sich nach all dem jetzt denkt, dass so eine Gesinnungshaltung als dringend korrekturbedürftig erscheint, der wird sich wohl auch die Frage stellen müssen, warum es kaum noch gelingt, in der realen Welt der bis zu 50jährigen mit zentralen christlichen Werten anzukommen:

- zu konservativ?
- zu komplex und unverständlich?
- zu langweilig?
- zu heuchlerisch und unglaubwürdig?
- zu weltfremd?
- ...

20.) ad

Lk 21, 5 – 19

Pfarrer Franz hat mich etwas kurzfristig gebeten, ihn heute zu vertreten, weil der eigentlich vorgesehene Vertreter leider absagen musste; er selbst hat im Rahmen der Gehörlosenseelsorge einen Termin in Linz, den er auch nicht mehr verschieben konnte. Sei es wie es sei: Diese etwas widrigen Umstände geben mir aber zumindest die Gelegenheit, gleichsam dort fortzusetzen, wo Bruder Franz letzten Sonntag aufgehört hat. Einige von euch werden sich sicherlich noch an die von ihm provokant gestellte und im Grunde offen gelassene Frage erinnern: Weiterleben nach dem Tod – will ich das überhaupt? Will und kann ich dort wirklich mit meinen Feinden an einem gemeinsamen Tisch setzen? Mit Personen, mit denen ich mich zeitlebens überhaupt nicht verstanden habe oder die mir oder meiner Familie sogar Schlimmes angetan haben?

Solche und ähnliche Fragen ergeben sich vor allem dann, wenn man sich das Jenseits so vorstellt, dass dort das irdische Leben im Grunde eine gleichartige, aber ausschließlich positive Fortsetzung findet: Man trifft dort auf Vorfahren, auf vorausgegangene Bekannte und Freunde – allerdings ohne die Mühsalen und Lasten des diesseitigen Alltags. Alles ist gut, es gibt keinen Streit, keine Missgunst, keine ständiges sich mit anderen messen und vergleichen müssen, kein Einsatz von Ellbogentechniken. Paradiesische Zustände eben.

Jetzt gibt es aber welche, die sagen, dass diese Vorstellung zwei prinzipielle Haken hat: Zum einen ist es scheinbar offensichtlich, dass zwischen Diesseits und Jenseits keine Verbindung besteht – also ein tiefer, unüberwindlicher Graben liegt, wie es in einer bekannten Evangelienstelle heißt – und zum anderen müssen wir unseren Körper hierlassen, nachdem wir gestorben sind. So besehen lässt sich das schöne Bild, dass im Jenseits alle mit Gott gemeinsam an einem Tisch sitzen, also nicht so simpel erklären. Trotzdem möchten wir es aber allzu gerne glauben, weil es uns so tröstlich erscheint!

Vielleicht hilft ja folgende Überlegung weiter:

Jeder Mensch hat seinen eigenen Körper, seinen eigenen Geist und seine eigene Seele – man könnte insgesamt auch sagen: seine eigene Identität. Mit dem Tod geht nur ein Teil dieser Identität unter, nämlich der Körper. Im Übrigen muss aber die Identität

notwendig bestehen bleiben: Würden das Jenseits nämlich aus ganz subjektlosen „Etwassen“ bestehen, wären das keine Wesen und es gäbe auch keinerlei Bezug zu den konkreten Menschen, die hier auf Erden gelebt haben. Wenn man also glaubt, dass mit dem Tod auch die geistige und seelische Komponente des Menschen untergeht, dann gibt es wirklich kein Jenseits – jedenfalls keines, das aus menschlicher Sicht Sinn macht.

Näher liegt daher die Annahme, dass die Beziehung zu den Vorfahren und zu den vorausgegangenen Freunden und Bekannten eine solche ist, die sich auf rein geistig-seelischer Ebene abspielt, und zwar in ausschließlich positiver Weise. Das heißt, dass nicht nur die körperlichen Lasten abfallen, sondern man ist in geistiger Hinsicht mit allen Subjekten auf derselben Ebene: Keiner ist klüger als der andere, keiner ist dümmer, jeder weiß alles und bekommt alle Antworten auf jene Fragen, die ihm im irdischen Leben schon immer Kopfzerbrechen bereitet haben, aber eben unlösbar waren. Und in seelischer Hinsicht herrscht völlige Harmonie, alle verstehen sich mit allen, Diskriminierungen nach Aussehen – hübsch oder hässlich, dick oder dünn, jung oder alt – nach Geschlecht, Hautfarbe, Rasse und anderen Kriterien gibt es schon deshalb nicht, weil die Subjekte ja keinen Körper mehr haben.

Stellt man sich das Jenseits grundsätzlich so vor, dann kann man auch noch in eine andere Richtung weiterdenken. Aus der Sicht des diesseitigen Lebens gibt es zwar keine Verbindung zum Jenseits, aber das muss aus der anderen Richtung gesehen ja nicht genauso sein. Vorverstorbene Angehörige, Freunde oder Bekannte könnten uns mit Rat und Tat zur Seite stehen, wenn wir uns dessen als würdig erweisen und sie darum – nämlich im Gebet – anrufen. Sie könnten unser Mittler bei Gott sein, sie könnten als rein geistige Wesen ständig um uns herum sein, uns vor Unheil bewahren – ohne dass wir sie sehen oder spüren können. Es handelt sich also bildlich gesprochen zwar um eine Art „Einbahnstraße“, aber wir können auf ihre Fürsprache vertrauen und auf ihre Unterstützung hoffen. Und wenn wir nach unserem Tod selbst da drüben sind, dann können wir für unsere Nachfahren das Gleiche tun.

Denken wir daran:

Die Evangelisten – wie z.B. in der Lukas-Stelle vom vergangenen Sonntag – haben im griechischen Urtext nur von ἀναστασις gesprochen, was wörtlich bloß „aufstehen“ bedeutet. Erst 300 Jahre später wurde in der lateinischen Übersetzung dafür das Wort „resurrectio“ verwendet, was „auferstehen“ im Sinne einer Wiedergeburt bedeutet. Ursprünglich ging es nur um die Frage, ob mit dem Tod alles zu Ende ist. Und in erster Linie darauf bezieht sich die frohe Botschaft: Dass es nämlich nach dem

Tod weitergeht, aber nicht in einem dunklen, grauen Hades mit menschlichen Schattengestalten wie bei den Griechen – nein: Seele und Geist aller Verstorbenen begegnen sich im Jenseits auf gleicher Ebene und in völliger Harmonie und zudem stehen sie auch mit dem Diesseits zumindest in unkörperlicher Verbindung.

Bei einer solchen Vorstellung kann ich mir nicht vorstellen, dass man nicht gerne an ein Weiterleben nach dem Tod glauben möchte.

21.) ad

Lk 1, 26 – 38

Am 8. Dezember 1854 hat Papst Pius IX. die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis Mariä mit folgender Formulierung ex cathedra verkündet, verbindlich definiert und zu einem Glaubenssatz (Dogma) erklärt:

„Zu Ehren der Heiligen und Ungeteilten Dreifaltigkeit, zu Schmuck und Zierde der jungfräulichen Gottesmutter, zur Erhöhung des katholischen Glaubens und zur Mehrung der christlichen Religion, in der Autorität unseres Herrn Jesus Christus, der seligen Apostel Petrus und Paulus und der Unseren erklären, verkünden und definieren Wir:

Die Lehre, dass die seligste Jungfrau Maria im ersten Augenblick ihrer Empfängnis durch ein einzigartiges Gnadenprivileg des allmächtigen Gottes, im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi, des Erretters des Menschengeschlechtes, von jedem Schaden der Erbsünde unversehrt bewahrt wurde, ist von Gott offenbart und darum von allen Gläubigen fest und beständig zu glauben.“

(Pius IX., Apostolisches Schreiben „Ineffabilis Deus“)

Dies soll heute zum Anlass genommen werden, sich wieder einmal bewusst zu machen, was es eigentlich ganz allgemein bedeutet, etwas zu glauben.

Am Anfang soll das bekannte Sprichwort stehen: *„Glauben heißt: nichts wissen.“* Wenn man es genauer betrachtet, dann ist mit dem „nichts wissen“ gemeint: *„etwas nicht sicher wissen“* oder noch genauer: *„etwas nicht im naturwissenschaftlichen Sinn beweisen können“.*

Damit ist unbewusst die grundlegende Unterscheidung zwischen naturwissenschaftlichen einerseits und den geisteswissenschaftlichen Methoden zum Erkenntnisgewinn andererseits angesprochen. Die Naturwissenschaften arbeiten grob gesagt nach dem Muster: Eine Tatsache gilt dann als sicher und damit als bewiesen, wenn das Ergebnis mit den Methoden des Zählens, des Messens und/oder des Abwiegens erzielt wurde und die entsprechende Versuchsanordnung von jedermann und denselben Bedingungen jederzeit wiederholt werden kann und dabei immer wieder dasselbe Ergebnis erzielt wird. Beispielsweise wird die Vermischung von Chlor und Wasserstoff immer wieder Salzsäure ergeben und eine Berührung damit zu Hautverätzungen führen; oder die Erdanziehungskraft immer $9,81 \text{ m/sek}^2$ betragen; usw. In diesem Bereich stellt sich also nicht die Frage, ob man etwas glaubt, sondern nur, ob man etwas weiß oder nicht, wobei Gott ohnehin nur so viel an Erkenntnis für den Menschen zulässt, wie er es für angemessen und gut für unser Leben hält.

Grundsätzlich anders stellt sich dagegen die Lage im geistes- oder sozialwissenschaftlichen Bereich dar. Hier gibt es grundsätzlich überhaupt kein sicheres Wissen. Man kann nur versuchen, durch die Zuhilfenahme von naturwissenschaftlichen Methoden – in erster Linie wären die Logik und statistisch-mathematische Wahrscheinlichkeiten zu nennen – jene (nicht Tatsachen-, sondern) Wertungsfragen, die sich in diesen Bereichen ja hauptsächlich stellen, derart zu lösen, dass das Ergebnis einigermaßen plausibel, also glaubhaft erscheint. Im Anglikanischen Raum wird dieser Bereich ganz radikal als „non-science“, also als Nichtwissenschaft, bezeichnet; Philosophie, Theologie, Gesellschaftswissenschaften usw. gehören dort zum Oberbegriff „Weltanschauung“, der einer rationalen Erkenntnis nicht zugänglich ist.

Warum dann also – und vor allem was – glauben?

Eines ist vor dem eben skizzierten Ausgangspunkt jedenfalls sicher, nämlich: Dass weder das „OB“, also ob man überhaupt etwas Bestimmtes glaubt, noch das „WAS“, also was man inhaltlich glaubt, von einem Außenstehenden vorgegeben werden kann. Glaube lässt sich weder verordnen noch dekretieren. Was allenfalls versucht werden kann ist, Modelle zu entwerfen, die zumindest auf innerer Widerspruchsfreiheit basieren und von denen ihre Kreatoren hoffen können, dass sie dann eine möglichst große Anhängerschar finden. In diesem Sinne bieten das Judentum, das Christentum, der Islam, der Buddhismus und die vielen anderen größeren und kleineren Religionen zahlreiche Varianten eines Gottesbekenntnisses an, die, weil sie ja alle von Menschenhand stammen, naturgemäß jeweils ihre Schwächen haben. Und wenn wir diesbezüglich gleich vor der eigenen Tür kehren, dann waren und sind es

gerade die Dogmen, die zu den vielfachen Spaltungen geführt haben, sodass es heute eine katholische, eine evangelische, eine griechisch-orthodoxe, eine anglikanische usw. Kirche gibt. Jede beansprucht für sich, gleichsam den Stein der Weisen gefunden zu haben, während die jeweils anderen nur Irrlehren vertreten; und wer die Dogmen nicht glaubt, der wird als Häretiker gebrandmarkt. Wenn es nicht so ernst wäre und das alles nicht so gravierende Konsequenzen hätte, dann stelle ich mir an diesem Punkt den lieben Gott vor, der über solche Streitereien, die letztlich bloß auf typischer menschlicher Eitelkeit und Rechthaberei basieren, bloß lachen kann. Gott wird es nämlich völlig egal sein, welches Theoriegebäude dahintersteckt; wichtig ist ihm sicher nur, dass der Mensch von seiner Grundhaltung möglichst konsequent danach strebt, seine beiden großen Hauptgebote – nämlich Gottes- und Nächstenliebe – einzuhalten, einerlei ob sich der Einzelne als Jude, Moslem, Christ, Buddhist, Agnostiker oder Atheist bezeichnet bzw. nach den Vorgaben der entsprechenden Glaubenswächter bezeichnen darf.

Der Glaube ist also frei.

Und gleichzeitig durch ständigen Zweifel gekennzeichnet: Bin ich auf dem richtigen Weg? Gibt es wirklich ein Leben nach dem Tod? Muss ich mich wirklich nicht vor einer großen Abrechnung fürchten?

Wenn man immer weiter bohrt, dann kann man letztlich alles bezweifeln; sogar der berühmte Satz von Descartes: „Cogito, ergo sum!“ lässt sich noch anfechten, weil er sich eigentlich als ein Zirkelschluss erweist – ich könnte mir ja selbst den Umstand, dass ich denke, bloß einbilden, sodass ich nur in einer Illusion lebe; das Leben als eine bloße Vorstellung, als ein filmartiger Traum. In der radikalsten Form wäre man damit beim sog. „Solipsismus“ (solum ipse esse), d.h., man existiert nur für sich selbst, die Außenwelt ist unreal. Eine solche Denkweise führt freilich in völlige Realitätsfremdheit; um dem zu entkommen, ist es also geboten, die Unendlichkeit der Zweifelsspirale zu durchbrechen.

Daher noch einmal: Glauben heißt, davon überzeugt sein, dass etwas wahr ist.

Dazu muss man allerdings die Mühe auf sich nehmen, nach entsprechenden Beweisen zu suchen und diese dann für überzeugender halten als jene Nachweise, die gegen das Wahr-Sein der geglaubten Tatsache sprechen. Das Postulat: „Ich glaube nur, was ich sehe“ hilft da nicht weiter, weil die menschlichen Sinne täuschen (nicht immer, aber doch manchmal). Ausgehend von dem grundlegenden Unterschied zwischen naturwissenschaftlichen Tatsachen und geistig-ideellen Annahmen bzw. emo-

tionalen Gefühlen nähert man sich schrittweise einem Bereich, für den es dann keine sicheren Beweise mehr gibt – in diesem Bereich ist man dann gezwungen, bloß zu glauben oder nicht, ein sicheres Wissen gibt es insoweit nicht. Und dieser Glaube kann eben nicht dekretiert werden. Politiker können ein Lied davon singen, dass es das eine ist, was sie von Leuten im Wahlkampf zu hören bekommen, und das andere, wie diese dann bei der Wahl tatsächlich abstimmen – ganz abgesehen davon, dass Menschen gelegentlich angeschwindelt werden wollen, weil sie die Wahrheit sonst in ihrer Eitelkeit verletzen würde.

Andererseits: Zweifel halten den Glauben erst lebendig. Würde man nämlich den eigenen Glauben, seine eigene innere Überzeugung, ein ganzes Leben lang nie in Zweifel ziehen, dann glaubt man nicht wirklich – sondern man befolgt nur quasi maschinenhaft eine Vorgabe, die sich ein anderer vor langer Zeit einmal ausgedacht hat.

Deshalb ist es meines Erachtens ganz gut, dass uns der gegenwärtige Priestermangel u.a. auch dazu zwingt, dass an Wochenenden anstelle einer Messe eine andere Form der Gottesverehrung und Danksagung, aber auch der Glaubensweiterbildung stattfindet. Nicht dass ich deshalb der Meinung wäre, dass Wort-Gottes-Feiern um so viel besser sind: Nein, auch diese sind durch ein ritualmäßiges, ständig gleichförmig ablaufendes Äußeres gekennzeichnet, das gerade von glaubensfernen Personen – und damit meine ich vor allem die Generationen von den Teenagern bis zu den Twens – als lebensfremd, wenn nicht sogar geradezu peinlich abqualifiziert wird. Trotzdem liegt gerade darin, dass man neben der Messe auch eine andere Form der Glaubensvermittlung aufkommen und gewähren lässt, ein gewisser Aufbruch. Man hat zwar bis jetzt die wirklich zündende Idee, wie man am Sonntag halbwegs effektiv in Konkurrenz zu Fußball, Schi fahren oder schlicht nur Faulenzen usw. treten kann, noch nicht gefunden; wer glaubt, diesbezüglich etwas beitragen zu können: nur her damit! Eines lässt sich aber immerhin doch nicht leugnen oder wegdiskutieren: Je mehr sich unterschiedliche Gruppen an der Mitgestaltung einer Messe beteiligen, desto voller ist jeweils unsere Kirche – Stichworte: Feuerwehr, Volkstanzgruppe, Chor, Jägerschaft, Sportlermesse, KFB & KMB u.v.A.m.

Das heißt offensichtlich: Abwechslung; lebensnahe Themen, gelegentlich auch solche von lokalem Interesse; Darbietung auf verständlichem Niveau; nicht nur zuhören dürfen, sondern auch mitreden können; und nicht zuletzt Speis' und Trank – all das scheinen unverzichtbare, essentielle Elemente und zugleich auch probate Methoden zu sein, wie man das Interesse der Menschen weckt.

In fast ketzerischer Weise stelle ich mir gerade vor, wie an einem Wochenende keine Messe und auch keine Wort-Gottes-Feier, sondern am Sonntagvormittag nach dem Muster der ORF-Sendung „Im Zentrum“ in unserem Pfarrsaal ein Gedankenaustausch stattfindet, im Advent vielleicht zu einem Thema wie: *„Integration oder gallisches Dorf gegen die Globalisierung? Herbergsuche 2019“*. Fragen wie solche, ob nicht vielleicht doch die Arianer mit ihrer These der bloßen Gottähnlichkeit Jesu recht gehabt hätten oder Maria bei ihrer Empfängnis wirklich frei von jeder Erbsünde war, dürften hingegen heute, wenngleich sie den Kern des katholischen Glaubens treffen, eher nur auf mäßiges Interesse stoßen.

Dogmen und Katechismen errichten immer Grenzen und verursachen damit im Zeitverlauf immer auch Probleme, an die man zum Zeitpunkt ihrer Schaffung meist überhaupt nicht gedacht hat (Zölibat, Weiheausschluss von Frauen). Sie können dann aber schwer bis gar nicht mehr zurückgenommen werden, wenn man nicht als gänzlich unglaublich erscheinen will. Andererseits gerät die Kirche aber durch ihre autoritär-dogmatische Struktur in einen Widerspruch zu fundamentalen demokratischen Grundrechten (z.B. Meinungsfreiheit, Geschlechterdiskriminierung, ...), sodass sie für jene Generationen, die solche Rechte als selbstverständlich erachten, total unattraktiv wird.

Dazu kommt, dass sich die Welt ständig ändert, was bedingt, dass auch die Glaubenslehre entsprechend flexibel sein muss. Dies schadet insbesondere schon deshalb nicht, weil Prinzipientreue in der heutigen Zeit ohnehin nicht belohnt wird (z.B. würden traditionell bürgerliche Parteien wohl auch mit radikal rechtsgerichteten Alternativen koalieren, nur um den Bundeskanzler stellen oder in der Regierung bleiben zu können).

All dies spricht daher zwingend gegen die Errichtung von Glaubensdogmen und es ist daher vorbehaltlos zu begrüßen, dass seit 165 Jahren kein neues Dogma mehr verkündet wurde. Noch besser wäre es freilich, wenn die katholische Kirche die bestehenden Glaubenssätze so rasch als möglich den Anforderungen der Gegenwart anpassen würde, sodass wir im gesellschaftspolitischen Diskurs endlich wieder ernst genommen werden und nicht ständig nur durch Nebensächlichkeiten wie „Kommunion für wiederverheiratete Geschiedene?“, „WGF mit oder ohne Kommunion?“ wahrgenommen werden.

Abschließend also: Glauben heißt: nichts wissen und Glaube lässt sich auch nicht verordnen, d.h. wie im Sinne einer fortschreitend immer präziser werdenden Gesetzgebung regeln; Glaube ist frei, aber man kann Anstöße geben, die langsam eine

feste Überzeugung wachsen lassen. Voraussetzung ist, dafür die richtige Form, in der heutigen Zeit v.a. andere Rituale als Messen und Wort-Gottes-Feiern, zu finden. Und ein bisschen Mühe ist die Suche nach einer solchen Form allemal wert, weil Suchende – und dazu zählen v.a. Kinder und Jugendliche – von fundierten glaubensbezogenen Wegbereitungen letztlich für ihr Leben viel mehr profitieren als von den teuersten materiellen Weihnachtsgeschenken.

➔ bis einschließlich wgf 191207